Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 1 (1906-1907)
Heft: 12

Artikel: Zum sozialistischen Pfarrer ; Entgegnung
Autor: Straehl-Imhoof / Liechtenhan, R.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-131514

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

den folgenden Nummern der „Neuen Wege“ einige seiner Gedanken wiedergeben.

Im Grunde gab es für ihn freilich nur die eine Frage, wie dem armen Volke zu helfen sei. Es ist dasselbe Problem, das jetzt, durch eine hundertjährige Entwicklung der Industrie ins riesenhafte gewachsen, als die soziale Frage vor uns steht und gebieterisch eine befriedigende Lösung verlangt. Den Namen kannte Pestalozzi noch nicht, aber in jahrelangem, engsten Verkehr mit einer großen Schar verwahrloster Kinder lernte er die Mächte, die hier walten, von Angesicht zu Angesicht kennen und rang mit ihnen wie Jakob mit dem Dämon. Auch bei ihm hieß es: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“

Als seine Armenanstalt auf dem Neuhof zusammengebrochen und er zum Spott der Menschen geworden war, da schrieb er die „Abendstunde eines Einsiedlers“, eines der mutigsten und hoffnungsfreudigsten Glaubensbekenntnisse aller Zeiten. Alle seine Schriften sind aus Glauben und Liebe geboren. Hier wird die wahrste und eigentlichste Nachfolge Pestalozzis einsetzen müssen. Wer vor allem äußere Erfolge begehrt, muß vor ihr zurückschrecken. Aeußerlich betrachtet, ist sein Leben eine Kette von Mißerfolgen. Wir dürfen es nicht anders wünschen. Größer und ermutigender als jeder äußere Erfolg ist die Treue, die den Achtzigjährigen nach dem elenden Zusammenbruch seines hoffnungsreichsten Unternehmens noch daran denken ließ, seine Armenanstalt auf dem Neuhof wieder auferstehen zu lassen. Er war auch größer als sein Unglück.

Am schönsten hat er uns das Geheimnis seines Lebens und die wichtigste Bedingung seiner Nachfolge in einem Briefe an Stapfer verraten: „Wenn ich mein Werk, wie es wirklich ist, ansehe, so war kein Mensch auf Erden unfähiger dazu als ich — und ich setzte es doch durch. Das tat die Liebe — sie hat göttliche Kraft, wenn sie wahrhaft ist und das Kreuz nicht scheut.“ Rageth Ragaz.

(Fortsetzung folgt.)

Zum sozialistischen Pfarrer.

Es wird uns gegenwärtig in verschiedenen religiösen Blättern der Schweiz in allen Tonarten und mit allen Verheißungen gepredigt, daß der Pfarrer sozialistisch gesinnt und daß seine Farbe knallrot sein soll.

Es muß nun vorerst konstatiert werden, daß man nicht ein religiöses Blatt liest um sich über wirtschaftliche Fragen zu informieren und daß man solche Zeitschriften für andere Zwecke hält.

Dann sei aber auch bemerkt, daß ich zwar gewaltigen Respekt vor den streitbaren Pfarrherren habe, die so mutig in den Kampf

gegen die heutige Wirtschaftsordnung ziehen und so gelehrt darüber sprechen können und uns hie und da flüchtig eine Perspektive auf ein neueres und schöneres Weltgebäude eröffnen, daß mir aber dies leider nicht genügt, sondern daß ich ein fertiges Haus sehen möchte, bevor ich das alte verlasse. Die Herren sollen uns vorerst angeben, wie man aus den schlechtesten der Welten die beste machen kann. Früher warf man den Geistlichen vor, daß sie uns auf ein ungewisses Jenseits vertrösten, jetzt fangen sie an, uns auf ein ungewisses Diesseits glänzende Hoffnungen zu erwecken. Immerhin sei die löbliche Tendenz des Trostspendens als eine an und für sich gute Handlung anerkannt.

Mit ein paar Federstrichen und Erregung kühner Wünsche auf ein irdisches Paradies reformiert man die Welt aber nicht. Einstweilen hege ich in aller Demut noch die Ansicht, daß sich die heutige Wirtschaftsordnung allgemein gesprochen den Bedürfnissen und leider auch den Unvollkommenheiten und Schwächen der Menschen anpaßt und anpassen muß, um unter gegebenen Verhältnissen die dienlichste zu sein. Ferner ist es meine Ansicht, daß ehe und bevor die Menschheit in sozialer Beziehung weiterschreiten kann, sich der Einzelne in noch weit größerem Maße alle die Tugenden eines vollkommen Individuums aneignen muß, denn Verschwendungssucht, Egoismus und Faulheit machen jeden sozialen Fortschritt in einem solchen Staate unmöglich, wo der Einzelne je länger je mehr die Fehler der anderen zu tragen haben wird und die Not als Ansporn zur Tätigkeit immer mehr ausgeschaltet wird. Nur die harte Notwendigkeit schafft aber Tugenden und sie hat ihre Schule noch nicht geschlossen. Nicht Revolution, sondern Evolution heißt daher die Devise und die Propaganda, die jetzt an allen Enden zu Gunsten der Sozialdemokratie losbricht und in die unsere Pfarrer nun auch gezogen werden sollen, kann daher die Entwicklung nicht viel beschleunigen, höchstens hilft sie mit tief Unzufriedene und Unglückliche machen, die von der Allgemeinheit vieles erwarten, was sie zum Teil selbst leisten sollten.

Es sind zum sozialen Fortschritte noch mehr Steine fortzuräumen, als der gute Wille und gute Pfarrherren gewöhnlich annehmen.

Man denke doch, bis ein die Freiheit liebendes Volk dahin kommt, sich der gewerblichen Zukunftsorganisation, sich den bis in alle Details herrschenden Existenzbedingungen und Vorschriften zu unterwerfen, braucht es schon eine zwingende ökonomische Notwendigkeit. Man überlege ferner, welche Umwälzung vor sich gehen muß, bis ein Volk, von dem jedes Glied gewohnt ist, für sich selbst zu sorgen, dazu kommt seine Fähigkeiten und seinen Fleiß in demselben Maße für andere zu verwenden als für sich selbst, ohne dabei eine Mehrbelohnung zu erhalten.

Immer mehr Fragen drängen sich auf, wie es denn einst zugehen soll? Da ist der vielgeschmähte Kapitalismus, der bis jetzt den Verkehr und den Handel erleichterte, Industrien und Verdienst schuf und mit seinen aufgesparten Geldern in Zeiten von Krisen und Miß-

ernten den Güteraustausch gleichwohl ermöglichte, sodaß die Krisen gemildert wurden und die Hungersnöte ausblieben. Gewiß ist er oft auch ein herzloser Geselle und brutal, wie das Leben überhaupt, dessen Zucht uns hie und da zu hart erscheint. Das Kapital bildet aber das Reservoir oder die Reserve, welche nicht nur den Umtausch von Gütern im Lande selbst, sondern was für unsere Ernährung noch wichtiger ist, auch den Umtausch von Gütern der entferntesten Länder erlaubt. Wer will in Zukunft diese Rolle übernehmen? Der sozialistische Staat? Er müßte also die notwendige Reserve anlegen. Wie weit sind wir aber noch entfernt von diejer Möglichkeit, heute wo jeder nur vom Staate profitieren und so wenig als möglich leisten will und die Bescheidenheit gern andern überläßt.

Das Unternehmertum, so sehr es auch oft die Tendenz hat die Arbeiter zu drücken, kann einstweilen noch nicht ausgeschaltet werden, denn bei einer Verwirklichung der sozialistischen Ideen würden die staatlichen und gewerblichen Aufsichtsorgane mit ihren Arbeitern lange nicht gleich gut und gleich viel produzieren können, als ein Unternehmer, der jede schlechte Arbeit und jede Verminderung der Produktion am eigenen Fleische und Blut erfährt und der darauf bedacht ist, Verbesserungen anzubringen, denn bei geringer Arbeit ist er schnell ruiniert und verschwindet aus dem Konkurrenzkampfe. Die Güterproduktion würde also durch Verstaatlichung der Industrien geschmälert und dadurch würde der Arbeiter schlechter gestellt. Allerdings würde der Unternehmergewinn wegfallen, aber ob dieser Wegfall obige Nachteile aufwüge, ist recht zweifelhaft. Ein freches, ausbeuterisches Unternehmertum kann der Staat jederzeit in die Schranken weisen.

Man vergißt bei volkswirtschaftlichen Fragen stets, daß man nicht die Wahl hat zwischen recht gut und recht schlecht, sondern daß man immer nur die Wahl hat das kleinere Uebel dem größeren vorzuziehen.

Die Güterproduktion ist eine bedingte und eine beschränkte und unterliegt der Weltkonkurrenz, die keine übermäßigen Ansprüche zuläßt, so notwendig sie auch wären. Durch Resolutionen und Wünsche läßt sich hierin nichts ändern. Wir stehen vor der Brutalität der Tatsachen, daß jede Besserstellung einer Bevölkerungsschicht die andern schlechter stellt. Streike wirken nicht auf die Länge, sondern verteuren den andern nur den Lebensunterhalt, bis diese sich durch einen Streik ihrerseits wieder geholfen haben. Nur eine Mehrproduktion von Gütern durch verbesserte Maschinen und bessern Organisationen kann die Verhältnisse dauernd zu Gunsten der wirtschaftlich Schwachen ändern. Doch ich habe noch andere Vorschläge, man höre.

Um nicht nur zu verneinen, sondern etwas Positives zu bringen und zugleich um zu zeigen, daß man die böse Welt doch noch etwas bessern kann ohne den lebendigen Organismus der Allgemeinheit zu verstümmeln und ihm künstliche Gliedmaßen anzufügen, möchte ich doch auch kurz meine Vorschläge zu einer Sozialreform, wie sie heute möglich ist, bringen. Ich begrüße jederzeit:

1. Eine weitgehende Arbeiterschutzgesetzgebung gegen Ausbeutungen. Eine Verkürzung der Arbeitszeit von gesundheitsschädlichen, anstrengenden oder Geist tötenden Berufen.

2. Ausbau aller humanen Werke zum Schutze von Schwachen und Kranken, nur sollten diese in guten Tagen auch ihr Scherflein daran leisten, sonst wird man ungerecht gegen die Vorsorglichen und verdirbt die Charaktere.

3. Besteurung aller Luxusartikel, damit die Produktion der notwendigen Erzeugnisse mehr gefördert wird, sodaß diese billiger werden und der Unbemittelte sie leichter beschaffen kann. Es wäre dies übrigens auch eine sehr gerechtfertigte indirekte Steuer.

4. Verbot von Ringen und Trusts, die zur übermäßigen Verteurung von notwendigen Bedarfsartikeln führen.

5. Förderung einer harmonischen geistigen und körperlichen Entwicklung des Menschengeschlechts inklusive Kinderschutz. Die körperliche Entwicklung wurde bis jetzt zu wenig betont, man könnte Bücher darüber schreiben und sie trägt doch so viel zum Glücke und zur kulturellen Leistungsfähigkeit bei.

6. Beschränkung der Verschuldung von Staat und Landwirtschaft zu ihrem eigenen Vorteile und zur Brechung der Macht des Kapitals und seiner Rendite.

7. Demokratisierung der Gesellschaft um den Wert der Persönlichkeit zu steigern.

Es wäre einseitig von mir behaupten zu wollen, daß einige dieser Fragen nicht zur Behandlung in religiösen Zeitschriften geeignet wären, aber es stößt ab rein wirtschaftliche Themata und Wünsche, die an Utopien grenzen und schroffen Widerspruch hervorrufen müssen, dort breit ausgeführt zu sehen. Von der Kirche erwartet man anderes, sie wird sich wenig Dank und Anerkennung holen, wenn sie sich in den Kampf und Streit oft unreifer Ideen mischt. Ein Pfarrer beherrscht diese Gebiete zu wenig, sein Bildungsgang und seine praktische Tätigkeit lassen ihn doch nur ausnahmsweise die ganze Volkswirtschaft, den Welthandel und die maßgebenden Faktoren darin mit ihren den Ausschlag gebenden Bedingungen, in ihrem Werte richtig würdigen. Dann wird man eben gern einseitig und einseitig Partei ergreifen, heißt ungerecht sein. Dieser Kampf der Ideen, man darf wohl sagen der Interessen ist an andern Orten auszufechten als in theologischen Zeitschriften, wo er sehr zum Ueberflusse mit einem religiösen Mantel geschmückt wird.

Wir verlangen von unsern Pfarren anderes, nämlich Trost und Erbauung, etwas Bestehendes im ewigen Wechsel, große Ideen für den kleinen und schwachen Menschen, einen festen Stand in der Flut der Ereignisse und der Hinweis auf ewige Güter, die vollkommen sind und nicht den irdischen gleichen, die stets den Stempel der Unvollkommenheit an der Stirne tragen werden. Dann vergesse man nicht, daß die Kirche auch den Hinweis auf Entsagung nie entbehren

kann, denn auch in einem Zukunftsstaate, so schön und glänzend man sich ihn auch vorstellt, wird man nie über alles verfügen können, was sich ein stürmischer und ungebrochener Wille wünscht und vollkommene Zufriedenheit wird man nur durch Verzicht auf Unmögliches erlangen.

Die schönste Aufgabe der Kirche aber liegt in der Heranziehung eines vollkommenen Menschengeschlechtes, denn erst der vollkommene und edle Mensch kann einen gerechteren Staat gründen, aber wie weit ist es noch bis dahin, wie weit!

Dann liegt noch ein großes Feld offen für Organisierung eines besseren, den ganzen Menschen in Beschlag nehmenden Kultus.

Wenn aber alle diese Bestrebungen nicht mehr ziehen, so wird auch das Umhängen eines roten Mäntelchens die Leute nicht mehr in die Kirche bringen, dann fehlt es am lebendigen Geiste, der wie ein stürmender Bergfluß die dürre Ebene durchziehen muß, dann mangelt das rechte unmittelbare Wort, das aus der Tiefe der Seele dringt und die Herzen bezwingt, dann ist die rechte Gesinnung abhanden gekommen, die jenseits dieser Welt das Walten einer andern sieht.

Straehl-Imhoof.

Entgegnung.

Wir danken dem Herrn Einsender dafür, daß er ausgesprochen hat, was manche Leser im Stillen gegen uns auf dem Herzen haben: wir sind ihnen zu sozialistisch und es befremdet sie, sozialistischen Erörterungen in einem religiösen Blatte zu begegnen. Nun sind wir ja immer dankbar für Kritik unseres Blattes aus dem Leserkreis und bitten, daß man vom Recht solcher Kritik mehr Gebrauch mache. Aber wir können nicht alle Wünsche erfüllen; ein Blatt, das nur Artikel bringt, bei denen die Leser beifällig nickend ausrufen: Gut gebrüllt, Löwe! — das seinen Lesern nicht auch etwa Steine auf den Weg wirft, hat nach meiner Meinung sein Existenzrecht verloren. Es wurde kürzlich in der kirchlichen Presse der Fall eines Pfarrers mitgeteilt, der durch seine Schwenkung ins sozialistische Lager sich seine bürgerlichen Gemeindeglieder entfremdete, die sozialistischen nicht gewann; dieser allerdings bedauerliche Erfolg beweist aber an sich noch nicht, daß der Mann unrecht handelte. Es ist oft gerade ein gutes Zeichen für jemandes Bestrebungen, wenn er die Leute vor den Kopf stößt. Wir haben also nicht im Sinn, den betretenen Weg wieder zu verlassen, wollen uns aber doch vor unsern Lesern dafür rechtfertigen.

Die Abneigung gegen den sozialistischen Pfarrer beruht großenteils auf Mißverständnissen und solche sind auch dem Herrn Einsender passiert. Vor Allem, wenn er vom Umhängen des roten Mäntelchens spricht. Ich bin überzeugt, daß er damit nicht das sagen will, was mit diesem Bilde streng genommen ausgedrückt ist: daß unser Sozialismus Heuchelei sei; er will bloß sagen: er ist „Taktik“, wir hoffen so

wieder mehr zu „ziehen“. Nun glauben wir allerdings, die starke Erfolglosigkeit der Kirche sei zum großen Teil dem zuzuschreiben, daß sie den bösen Schein nicht gemieden hat, als stehe sie auf Seite der Gegner sozialen Fortschritts. Wenn wir diesen Irrtum überwinden möchten, so tun wir das jedoch nicht, weil wir so die Leute wieder in die Kirche ziehen möchten, sondern weil es so unsere Ueberzeugung ist, weil wir so der Wahrheit und Gerechtigkeit zu dienen glauben.

Der Herr Einsender hält uns auch wieder vor, was uns schon oft gesagt wurde: wir sollten die Arbeit am Innern, an den Herzen, nicht vernachlässigen. Wir eignen uns gern an, was er uns nahe legt, gestehen ihm aber, daß er damit offene Türen einstößt. Es fällt uns gar nicht ein, diese Arbeit aufzustecken und ich denke, dieser erste Jahrgang unseres Blattes hat unsere Leser über diesen Punkt beruhigen können. Das Alles ist uns so selbstverständlich, daß wir kein großes Geschrei davon machen. Aber diese Gesinnungsarbeit treiben wir nicht an „Menschen im Allgemeinen,“ sondern an Menschen in bestimmter sozialer Lage oder sagen wir gerade sozialer Not. Wir haben erfahren, wie der Druck dieser Not ihr Bestes zu ersticken, wie die Sorge ihre Seele zu zernagen droht und infolge dessen eine bedenklich brutale und materielle Gesinnung ihren Eroberungszug angetreten hat. Da möchten wir wehren; gerade als Kämpfer für eine idealere Gesinnung rufen wir auf zum Kampf gegen die soziale Not. Das ist das — wenigstens für Viele — Neue, was wir zu sagen haben, wofür wir Verständnis erwecken, was wir gegen widersprechende Ansichten zu verteidigen haben. Deshalb müssen wir davon viel mehr reden, so viel, daß es manchen scheint, als ob das uns nun einzig am Herzen liege. Man wird uns einwenden: die Kirche hat ja schon lange gegen diese Not gekämpft; seht nur auf ihre Liebestätigkeit! Ich gebe gern zu, daß deren Wert im Eifer für die neue Erkenntnis hie und da ungerechter Weise unterschätzt worden ist. Wer aber auf sie allein seine Hoffnung setzen wollte, würde ebenso weise handeln wie der, welcher die Armee seines Volkes auf das Sanitätskorps reduzieren wollte. Man darf nicht nur an den Symptomen und Folgen der Krankheit, man muß an ihren Ursachen kurieren. Deshalb erheben wir im Namen der Religion den Ruf nach sozialer Neugeburt.

Was der Vorredner von der vorwärtstreibenden Bedeutung der Not sagt, ist durchaus richtig. Aber es gilt nicht von der in dumpfer Passivität ertragenen Not, sondern vom Kampf gegen die Not. Dieser Kampf gebiert das Beste im Menschen. Wir haben die Not nötig, damit wir gegen sie kämpfen können, das ist einer der seltsamen Widersprüche, in die wir auf dieser Erde verwickelt sind. Aber nicht wir haben dafür zu sorgen, daß immer Not vorhanden ist; das überlassen wir getrost einem Höhern. Ich fürchte auch nicht, daß jemals die Gelegenheit zur selbstlosen Hingabe auf Erden fehlen werde.

Die Verpflichtung zum Kampf gegen die Not, resp. deren Ursachen dürfen, ja sollen wir in einem religiösen Blatt immer wieder betonen

und neu begründen. Ich gebe aber dem Einsender vollkommen zu, daß es nicht Sache der Pfarrer ist, im Namen der Religion anzugeben, welche Mittel und Wege an dieses Ziel führen. Wir haben hier gelernt von der Geschichte der deutschen christlich-sozialen Bewegung. Ihre Führer, voran Naumann, wollten einst im Namen des Christentums Sozialpolitik treiben und rissen Viele mit. Aber bald sahen sie, daß sie das Christentum kompromittierten, wenn sie bestimmte Mittel mit religiösen Gründen empfehlen wollten. Dafür war der rechte, von Stöcker geführte Flügel der Christlich-Sozialen mit seiner sittlich wie religiös gleich bedenklichen Anlehnung an den Antisemitismus der sprechendste Beleg. Darum behielt der linke Flügel unter Naumann zwar seine christlichen Motive bei — es ist grundverkehrt, wenn oft das Gegenteil behauptet wird — verzichtete aber darauf, das Christentum mit den politischen Details zu verquicken und sagte sich von Stöckers Partei los. Und das war durchaus richtig. Das ist auch der Grund, warum die meisten von uns nicht Sozialdemokraten geworden sind. Wir finden es unrichtig, zu sagen: Als Christen halten wir die Mittel und Wege, welche die Sozialdemokratie zur Ueberwindung der sozialen Not empfiehlt, für die richtigen. Das ist nicht eine Frage der Religion, sondern der sozialpolitischen Erkenntnis. Darum will ich auch nicht mit dem Einsender über seine kritischen Bedenken gegen den Sozialismus und sein eigenes sozialpolitisches Programm streiten. Ich darf noch erwähnen, daß wohl keiner der sozialistischen Pfarrer sich so entschieden gegen die politische Tätigkeit der Pfarrer ausgesprochen hat wie — Kutter.

Jedoch dagegen muß ich protestieren, daß man oft tut, als hätten wir Pfarrer weniger als jeder andere Bürger oder in Wirtschaftsfragen keine Spur besser gebildete Journalist das Recht, über soziale Fragen unsere private Ansicht zu haben, zu äußern und politisch zu vertreten. Und sehr entschieden werden wir dagegen kämpfen, daß noch in weiten Kreisen die Meinung herrscht, diese private Ansicht des Pfarrers dürfe wohl mit derjenigen der konservativen oder freisinnigen Partei, aber nicht mit derjenigen der Sozialdemokratie übereinstimmen.

Haben wir also als Christen die Pflicht, gegen die soziale Not zu kämpfen, so ist es auch weiter Christenpflicht, uns über Mittel und Wege zu besinnen — ich sage nochmals, nicht das Resultat unseres Nachdenkens als „christlich" auszugeben. Und wir wissen wirklich nicht, was unsere Leser, dawider haben sollten, wenn ihnen hin und wieder Fachleute in unsern Spalten über solche Fragen Auskunft geben. Und zwar steht denen, welche Bedenken äußern, unser Blatt ganz ebenso zur Verfügung, wie den sozialistisch Gerichteten. Es ist sogar unser herzlicher Wunsch, daß die Debatte möglichst lebhaft von beiden Seiten geführt werde. Und gerade als Christen sollten unsere Leser den Dienst, den wir ihnen damit leisten möchten, begrüßen.

Wenn wir also die Mittel und Wege nicht im Namen des Christentums angeben, so sollen und dürfen wir doch in seinem Namen Ziele aufstecken. Allein auch das hält Herr Straehl für ein müßiges Unterfangen. Wir seien dazu gekommen, unser Publikum auf ein ungewisses Diesseits zu vertrösten; es aber möchte ein fertiges neues Haus sehen, ehe es das alte verläßt. Ich gestehe nun, daß ich das gar nicht als Vorwurf empfinde. Alles menschliche Streben ist ein Vertrösten auf ein ungewisses Diesseits. Das ist nun einmal unser Schicksal, daß wir nicht wissen, was bei unserer Arbeit herauskommt. Wir müssen immer den Erfolg Gott überlassen und uns für die eigene Person mit dem Bewußtsein begnügen, daß wir unsere Pflicht erfüllt haben und daß ein Mißerfolg nicht unsere Schuld ist. Wenn die Menschen nie für eine ungewisse Zukunft im Diesseits gekämpft hätten, so wäre bis auf den heutigen Tag alles geblieben wie zu Adams Zeiten. Kleine Menschen wandern nur nach sichtbaren und schnell erreichbaren Zielen; alle Großen aber haben ihre Ziele in weiten, unbekannten Fernen gesteckt. Wir wissen wohl, wir arbeiten nicht an einem Hause, das man nächsten Mai beziehen kann; so leicht, wie es uns Herr Straehl unterschiebt, nehmen wir die Sache ja nicht. Wir wissen, daß wir an einem Werke schaffen, dessen Vollendung unsere Kindeskinder noch nicht erleben werden. Kluge Leute mögen das als Torheit belächeln. Wir halten diese Torheit für göttliche Weisheit und erbitten uns ein größeres Maß davon.

Wir wissen gut, daß es Vielen im alten Hause noch wohl ist; wir wissen aber noch Mehrere, die das Leben darin mühsam, ja unerträglich finden. Um dieser willen fordern wir einen Neubau. Wir sollten angeben, wie er aussehen wird. Nun, wenn wir auch schon eine Verfassung des Zukunftsstaates entwerfen könnten, so wüßten wir nur zu genau, daß die Wirklichkeit doch ganz anders herauskommt. Denn die Sache liegt so: Schon ist die Hand ans Werk gelegt; die einen rütteln am alten Bau, die andern schleppen Steine zum neuen herbei. Sollen wir sagen: „das geht uns alles nichts an?“ Ist es nicht unsere Pflicht als Leute der Religion, dazu unsere Stimme zu erheben? Und nun halten wir es für ganz aussichtslos, zu rufen: „Laßt doch das alte Haus stehen!“ Ganz abgesehen davon, daß uns seine Mängel zu sichtbar sind, wissen wir: es wird stürzen. Da tun wir doch viel besser, zu den Werkleuten des neuen Baues zu gehen und bei ihnen Grundsätze der Menschenwürde, der Gerechtigkeit, der Wahrheit, der Liebe geltend zu machen, damit er nicht bloß nach Maximen der trivialen Nützlichkeit errichtet wird. Ich denke, das steht religiösen Menschen wohl an, selbst wenn sie wenig Hoffnung haben sollten, Gehör zu finden. Wir halten es aber nicht für ganz aussichtslos, denn wir finden bei denen, die am Neuen arbeiten, einen Gedanken von großer Kraft, an den wir anknüpfen möchten: Solidarität.

Kurz, wir halten die Arbeit an dem Neubau, zum mindesten das Interesse daran, für eine religiöse Aufgabe. Nicht nur, weil das

Aeußere, die soziale Lage, auf das Innere zurückwirkt, sondern auch, weil es unserer Menschennatur entspricht, unserm Innern auch in dem, was wir schaffen, Ausdruck zu geben, unsere Grundsätze der Gerechtigkeit und Wahrheit, unsere Wertung der Dinge auch in dem künftigen Bau der Gesellschaft zur Darstellung zu bringen. Es ist jetzt nicht meine Aufgabe, diese Grundsätze auszuführen, das werden Andere besorgen. Nur zwei Bemerkungen: „Man denke doch, bis ein die Freiheit liebendes Volk dahin kommt, sich der gewerblichen Zukunfsorganisation, sich den bis in alle Details herrschenden Existenzbedingungen und Vorschriften zu unterwerfen, braucht es schon eine zwingende ökonomische Notwendigkeit", schreibt Herr Strähl. Ja, besteht denn solche Notwendigkeit nicht für Tausende unter der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung? Gerade davon möchten sie eben loskommen, und gibt ihnen der sozialistische Zukunftsstaat solche Freiheit nicht, so hat er flugs sich gegen eine neue revolutionäre Partei zu wehren. Und weiter: „. . . . bis ein Volk dazu kommt, seine Fähigkeiten und seinen Fleiß in demselben Maße für Andere zu verwenden als für sich selbst, ohne dabei eine Mehrbelohnung zu erhalten." Ist das nicht die treffendste Kritik der — bisherigen Zustände? Ist das nicht eben die große Ungerechtigkeit, daß Tausende Fähigkeit und Fleiß dafür hergeben müssen, wenige Bevorzugte zu bereichern, und dafür keine Mehrbelohnung, sondern bloß die knappen Existenzbedingungen erhalten? Wir fordern eben eine Wirtschaftsordnung, wo jeder für das Ganze arbeitet und die Gesamtheit ihre Güter so gleichmäßig verteilt, daß jedem eine menschenwürdige Existenz gesichert ist.

Die Einwände des Herrn Einsenders beruhen auf dem Gedanken, daß die sozialistische Ordnung der Dinge zu ideale Menschen voraussetze. Nun, das ist in meinen Augen kein Vorwurf, sondern ein Lob. Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken. Wenn die neue Ordnung größere Anforderungen stellt, so wird sie die Menschen emporheben. Wenn sie auf Grundsätze der Gerechtigkeit und Liebe aufgebaut ist, so wird sie diese Grundsätze den Gewissen tiefer einprägen. Es ist falsch, damit warten zu wollen, bis die Menschen besser geworden sind. Verlange mehr von ihnen, so werden sie auch mehr leisten! Allerdings, ohne den Glauben an einen Gott, der das Gute auf Erden vorwärts führt, hätten wir auch solche Hoffnung nicht.

Es ist dem Vorredner besonders zu danken, daß er den gewöhnlichen Fehler der antisozialistischen Erörterungen vermieden hat: er hat nicht von den Fehlern der Sozialdemokraten auf das Unrecht ihrer Bestrebungen geschlossen. Es geht also nicht gegen ihn, wenn ich mir noch für ein kurzes Wort über diesen Punkt Gehör erbitte. Wir werden diese Fehler nicht leugnen und haben es auch bisher nicht getan. Aber wir kämpfen dagegen, daß man die Sozialdemokraten immer nur grau in grau, die Bürgerlichen dagegen rosa auf himmelblauem Grunde malt. Man bessert die Menschen nicht, indem man sie schlecht macht. Sie werden auch auf unsere Mahnungen nur hören,

wenn wir ihnen mit dem guten Beispiel der Selbstkritik vorangegangen sind. Möchten aber die Sozialdemokraten noch zehnmal schlechter sein, das entscheidet gar nicht über die Frage, ob die gegenwärtige Ordnung gerecht und die sozialdemokratische wünschbar ist. Ich habe kein Urteil darüber, ob es nicht gefährlich wäre, wenn die Sozialdemokratie heute zur Herrschaft käme; es würden vielleicht manche wertvollen Güter zertrümmert. Aber gehen nicht jetzt schon wertvolle Güter, nämlich unsterbliche Menschenseelen, unter der Brutalität der Verhältnisse zu Grunde? Unsere Hoffnung ist nicht nur, daß es darin besser werde, sondern auch, daß die Sozialdemokratie noch lerne, wie wenig der Haß Segen zu bringen und Großes zu schaffen vermag.

Ich hoffe es einigermaßen klar gemacht zu haben, daß wir nicht für die Sozialdemokratie Propaganda treiben, sondern höhere Ziele verfolgen. Unsere Leser werden es begreifen, warum wir uns auch ferner mit ihnen über soziale Fragen besprechen. Und sie werden zugeben, daß eine Religion, die nicht bloß ein Schnörkel am Leben sein will, daran großes Interesse haben muß. R. Liechtenhan.

Vom Bibellesen.

(Ein Weihnachtskapitel.)

Es denke niemand, daß wir eine erbauliche Betrachtung beabsichtigen. Gerade recht unerbaulich muß man vom Bibellesen reden, wenn man ihm unter denen dienen will, die es selten mehr pflegen. Und die Gelegenheit ist zur Stunde besonders günstig. Weihnachten steht vor der Tür. Und was ist Weihnachten ohne die Geschichten von Luk. 1 und 2! Auch die können sich nicht ganz davon trennen, die im übrigen ziemlich weit von der Bibel abgerückt sind. Und wiederum sind unseres Erachtens gerade diese biblischen Geschichten in Luk. 1 und 2 ein Musterbeispiel dafür, wie einem die entfremdete Bibel wieder näher rücken kann, lieb werden und unerschöpflich an Wert, je nachdem man sie eben in die Hände nimmt und liest. Doch davon später.

Vorerst werden wir am meisten gewinnen, wenn wir bekennen, daß wir auch im Bibellesen wie in vielem anderem gegenwärtig zwischen zwei Welten stehen. Mit dem Lesen der Bibel als „gutem Werk", wie es noch vor fünf Jahrzehnten in weiten Kreisen der protestantischen Kirche aufgefaßt wurde, ists für die meisten, mit dem Bibellesen zur „reinen Erbauung" für viele vorbei. Mit Ehrfurcht und Rührung hören wir noch zu, wenn wir einem „bibelfesten" Alten begegnen und bringens doch nicht mehr übers Herz, zu den Jungen zu sprechen: Lest recht viel in eurer Bibel. Das wird euch fromm und glücklich machen. Wenn wir ein Jubiläum der letzten Zeit mit recht geteilten